

(Nachdruck verboten.)

9) Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Was Tommaso Descapè betrifft, so war er nach Einkauf des nötigen sachlichen Materials nach Sympheropol gegangen, wo er mit seinem Zirkus brillante Geschäfte machte. Der schlaue Diplomat in unserem Italiener hatte ihn veranlaßt, sich gleich von seinem Eintreffen in Sympheropol an der Offiziere zu bemächtigen und sein Haus gewissermaßen auf ihre Gunst zu bauen, sich in diesen Herren, die er durch seine Liebenswürdigkeit, seinen gewandten Wit, seine lustige Manier, sich liebes Kind zu machen, schnell gewann, die empfehlenden Stammgäste und Kundschaftsverwerber seines Unternehmens zu schaffen. So entspann sich eine Geselligkeit des Zusammenlebens und eine Gemeinsamkeit der nächtlichen Vergnügungen, bei denen man das Zigeunerleben aufzuföhren pflegte, es lebendig machte, und wo unter dem Umherreichen von grob mit Früchten bemalten Metallschüsseln voller Nachwerk und unter Strömen von Champagner vom Don, Offiziere und Direktor mitsammen bis zur Morgenröte weilten, um dem Tanzen der Zigeunerinnen zuzusehen. Es war in diesen Nächten, wo Tommaso Descapè, der sein ganzes Leben hindurch sehr verliebter Natur gewesen war, trotz seiner geschlagenen fünfzig Jahre sein Herz mit jener heißen Leidenschaft an eine junge Zigeunerin hing, welche diese Tänzerinnen von dämonischer Macht einzulösen pflegten. Die Tänzerin jedoch zeigte gegen den Direktor die doppelte Abneigung eines blühenden jungen Mädchens gegen einen Alten und einer Komna*) gegen einen Giorgio. Audotia Poudak, die Mutter der Tänzerin, die sich als Mittelsperson angegangen sah, hatte überdies ihre Vorurteile hinsichtlich seines Blutes und weigerte sich, ihm ihre Tochter, — selbst gegen eine Summe, durch die alles bei dem Teppichhandel und in seiner ersten Saison zu Sympheropol Gewonnene draufging — anders zu verkaufen als zu einer legitimen Ehe. Descapè ging darauf ein, und der grauföpfige Gatte war für die junge Frau, die ihn mit unerbolenem Widerwillen geheiratet hatte und deren Kälte durch die ganze Dauer ihrer Ehe fortwährte, von einer Anbetung besetzt, die an Verzauberung grenzte: die ihn unter den Qualen der Eifersucht sechs Monate nach ihrer Vereinigung aus der Krim forttrieb, und die ihn, als er Vater geworden, gleichgültig gegen seine Kinder ließ, als ob alle Zärtlichkeit und alle Wärme seines Herzens ganz allein und ungeteilt nur der geliebten Zauberin anzugehören vermöchte.

Descapè war mit seiner Gesellschaft nach Italien zurückgekehrt und von dort fast unverzüglich nach Frankreich gegangen, wo er, im Laufe der Jahre Reiter und Pferde allmählich ausschließend und sein Personal auf die bescheidene Zahl reduzierend, wie sie durch die Verminderung der Einnahmen und das Anwachsen der Konkurrenz geboten wurde, seit zehn Jahren etwa jährlich neun Monate hindurch Vorstellungen gab, bei Beginn des Winters aber in sein Vaterland zurückging und während der kalten und schlechten Zeit in der Lombardei und Toscana arbeitete.

Tommaso Descapè war kein gewöhnlicher Gaukler. Er hatte Kenntnis von einer Unmasse von Dingen, zu denen er, der Himmel weiß, wie, gekommen; er besaß eine Zufälligkeitsebildung, nicht aus Büchern erlernt, sondern aus dem Munde all der zahllosen Persönlichkeiten aller möglichen Nationen angeeignet, die er auf den Straßen oder anderwärts hatte ausfragen und zum Blandern bringen können; er hatte viel und auf die verschiedenste Art in dem Buche der Menschheit geblättert. Er besaß ferner ein hübsches komisches Talent, eine regsame burleske Phantasie. Er erfand drollige kleine Szenen, die sehr unterhielten. Ueberdies in seinen Mußestunden stets in eine Sammlung von Szenarien alter italienischer Pantomimen verient, wußte er durchaus diesen zuweilen ein sehr hübsches und sehr geschickt behandeltes Material zu entnehmen.

*) Bezeichnung eines jungen, ihrem Stamm angehörigen Mädchens bei den Zigeunern, wie Giorgio die Bezeichnung für einen Fremden, einen Nicht-Zigeuner ist. Anm. d. Uebers.

Stepanida, in unserer Sprache Stephanie, oder, wie man sie mit dem heimischen Diminutiv ihres Namens nannte: Steucha, war noch sehr jung für eine Frau, die bereits zweimal Mutter war, und war schön: von einer wilden Schönheit, voll hochmütigen Stolzes zu Hause und auf dem Marsch. Ihr reiches, üppiges Haar wölbte sich in dicken, widerspenstigen Strahlen über einem schmalen, lieblichen Oval, einem Oval, von leicht indischem Anstrich. In ihren Augen glühte ein dunkles elektrisches Licht; auf dem bräunlichen Teint des träumerischen Gesichts schimmerte unterhalb der Augen eine natürliche, leicht rosige Färbung wie ein leichter Anhauch fortgewischter Schminke, und auf ihre ersten Lippen stieg zuweilen ein Lächeln von unsagbarer Fremdheit empor. Die Eigenartigkeit dieser Schönheit paßte sich aufs trefflichste die blinkende Zinnfolie an, die Kleiderzier von glitzerndem Lahn, der Messingrand, der Sämelz des Halsbandes von unächten Perlen, der Glasbesatz des Diadems von Stramschmuck, das Durcheinander von Gold und Silber in dem Fliederstaaf von grellen Farben.

An einen „Giorgio“, einen Fremden verheiratet — ein seltener Fall bei diesem Wandervolk — war die Zigeunerin, den Traditionen ihrer Rasse entsprechend, die sich seit Jahrhunderten dem Assimilieren mit den europäischen Völkern entzogen hat, eine Tochter jener primitiven Wanderstämme vom Himalaya geblieben, die von Urbeginn her ihr Leben unter freiem Himmel von Diebstahl und der Ausübung einiger Handfertigkeiten gefristet haben. Bei dem Aufhören allen Verkehrs mit den Ihrigen, bei ihrer fleischlichen Vermischung mit einem Christen, der Gemeinsamkeit all ihrer Reisen mit Leuten aus Frankreich und Italien, hatte sie sich fern von den Ideen, Anschauungen, Lebensgewohnheiten, dem inneren Geist und inneren Leben ihrer Gefährten zu halten gewußt, stets träumerisch in sich selbst zurückgezogen, hartnäckig in ihre Vergangenheit vertieft, in pietätvoller Bewahrung der Liebhabereien, des Fühlens, des Glaubens ihrer geheimnisvollen Vorfahren. Sie stand in einem wunderlichen und unbegreiflichen Verkehr mit einem geheimnisvollen Oberhaupt, einem Priester-König in unbestimmter Ferne, dessen Verständigung mit seinen Untertanen durch die Vermittlung von Stimmen der Natur stattzufinden schien, und dem sie ihre Verehrung in den Mysterien eines abergläubischen Kultus darbrachte, der durcheinander die Gebräuche aller möglichen Religionen in sich vereinigte, wie sie z. B. nicht selten durch ein Kind Weihwasser von den Weibern der Kirchen holen zu lassen pflegte, mit dem sie die Pferde und das Innere ihres Wandervagens besprenge.

Stepanida weiste, wie man sagen durfte, nur mit dem Körper in dem Kreise der europäischen Truppe und in der westlichen Welt; ihre Seele, ihr Denken war stets weitab, und ihre großen, stolz umherschweifenden Augen richteten sich, gewissen Blumen gleich, stets nur gen Osten. Ihrem aufgedrungenen neuen Vaterlande, ihren zufälligen Umgebungen gehörte sie nur durch ein einziges Band an: eine leidenschaftliche, fast tierische Mutterliebe für ihren Jüngstgeborenen, ihren schönen kleinen Dionello, dessen Namen sich in ihrem Munde zu dem Schmeichelnamen Nello verkürzt hatte.

Am übrigen, abgesehen von ihrer Mutterliebe, erschien dieses eigenartige weibliche Wesen mit ihrem naturgemäßen Nichtverständnis von Gut und Böse, ihrem unvollständigen Insaufgefaßten des Ausgangs der Dinge und ihrem gleichmütigen Sinnehmen aller Geschehnisse um sie her, wie es manchen Völkern des Orients eigen ist, als ein Weib, das nur zur Hälfte aus einem Traum erwacht und sich seiner Existenz in einer realen Welt nicht vollständig sicher ist.

Der ältere Sohn des Direktors der Truppe, Giovanni, oder, wie er genannt wurde: Gianni, zeigte einen Jünglingskörper von jenem Stadium der Jugend, wo sich die Formen der Kraft zu gestalten beginnen, die sich bildenden Muskelwülste bei jeder Anstrengung, jeder Körperbewegung bemerkbar werden. In seinen Armen schoben sich halb und halb schon die Rundungen von athletischen Diceps-Muskeln hin und her; seine Brüste hoben sich mit dem leichten Hervortreten antiker Vasreliefs ab, und auf seinem Rücken ließ jede Bewegung des Oberkörpers auf einen Augenblick große, nervige Wänder unter seiner Haut spielen. Er war groß, mit schönen, langen Schenkeln, von der Schönheit eines männlichen Akademiestüdes, jener präziösen und geschmeidigen Formenbildung, die

zu gleicher Zeit schlank und kräftig ist: die Unterhaken, ähnlich denen einer klassischen bronzenen Statue, auf den Waden von strenger Halbbrünnung, die sich in seiner Schweifung nach der Kniebeuge und den Knöcheln hin verjüngte.

Einer Künstlerwelt angehörig, zu der die größte Zahl von Männern und Frauen durch die Lust am unständigen Wanderleben geführt und in ihr gefesselt werden, war Gianni seinerzeit durchdrungen von der Liebe, der Leidenschaft zu seiner Kunst. Er liebte seinen Beruf und würde ihn mit keinem anderen der Welt vertauscht haben. Er war Akrobat mit Leib und Seele. Für ihn gab es keine Ermüdung, wenn es galt, einen Trick, der von ihm verlangt wurde, immer und immer wieder von neuem zu versuchen, und sein Körper, wenn in Bewegung unter dem Beifall des Publikums, schien nie Müde machen zu wollen. Er fand seine höchste Befriedigung in der korrekten Ausführung einer Produktion, in der Eleganz und Korrektheit seiner Leistung. Er übte das Stück abseits und für sich allein ein, er führte es immer wieder und wieder aus, sich bemügend, es zu verbessern, zu vervollkommen, ihm die Grazie, die Schönheit, den Zauber zu verleihen, mit denen die Geschicklichkeit und Agilität dieser Künstler über scheinbare physische Unmöglichkeit zu triumphieren pflegt. Neuen Nummern, die er noch nicht kannte und von denen Nachricht zu der Bude seines Vaters drang, forschte er mit Eifer und voll drohlicher Verweisung nach, verfolgte sie hartnäckig und ruhte nicht eher, bis er ihrer habhaft geworden. Seine erste Frage an die Mitglieder einer Gesellschaft, der man auf der Wanderschaft begegnete, war stets: „Nun, wie stehts, gibts eine neue Nummer in Paris?“

Er hatte unruhige Nächte: Plac-Nächte jener Art, in denen die Last des Tages unter dem Alp der Müdigkeit sich wiederholt; Nächte des Kampfes mit der Ruhe seines Lagers, wenn im Traum sein Körper raslos in den mühevollen Übungen seines Metiers fortfuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

November.

Herr Prieckle ist bekanntlich Pessimist. Er nimmt alles von der ernstesten Seite, was aber nicht ausschließt, daß er zu Zeiten auch recht heiter sein kann. Pessimist ist er in der Hauptsache als Gartenfreund. Wenn der Himmel trübe wird, befürchtet er gleich einen Wollenbruch oder ein Hagelwetter; und wenn es anfängt herbstlich zu werden, so rechnet er sofort mit kräftigen Frösten, mit Schneefall und Glatteis. Demensprechend begann er, als die Blätter der Ahorne sich rot und gelb färbten, und als der wilde Wein an seiner Laube in den wunderbarsten herbstlichen Tinten zu erglänzen anfangt, sofort damit, die Erträge seines Gartens in Sicherheit zu bringen. Aber Prieckles Pessimismus war nicht gerechtfertigt, es kamen wunderbare, sonnige und trockene Herbsttage; die gefürchteten kalten Regenschauer, Fröste und Schneefälle blieben im Oktober aus. Prieckle mußte noch den Pumpenschwengel in Bewegung setzen und gießen, und es ist ihm schließlich leid geworden, daß er nicht die Karotten, die Winterrettiche und den feinsten Kopfsalat noch draußen gelassen hat, es hätte sich dann alles noch recht gut weiter entwickelt und die bepflanzten Körbe wären demensprechend noch ein gut Teil schwerer geworden. Nach der anderen Seite hin war aber die frühere Räumung der Beete von gewissem Vorteil. Es wurde Platz gewonnen zum Anpflanzen von Winter салат, zur Aussaat von Feldsalat, sogenannten Kapuzchen oder Mausohren, wie er auch mit Rücksicht auf die Form seiner Blätter genannt wird, und zum Bepflanzen einiger Beete mit Winterkopfsalat, der in nicht allzustrengen Wintern gesund bleibt und im Mai die ersten Köpfe liefert. So ist denn bei Prieckle jetzt alles gegraben und frisch bepflanzt und auch auf den wenigen vom Sommer her noch mit Grünkohl und Rosenkohl beplanten Beeten, welche Kohlarben bekanntlich im Freien bleiben, hat Herr Prieckle das Unkraut sorgfältig gejätet, so daß die ganze Parzelle gewissermaßen wieder im Sonntagstaate prangt. Die Raupen hätte man sehen müssen, die, Legionen gleich, auf den Blättern dieser Winterkohlarben erschienen. Eine solche rapide Vermehrung des Kohlweslings im Oktober ist noch nicht dagewesen, alle Kohlblätter sind zu Sieben zerfressen, trotzdem Taufende von Raupen abgesehen und in den Staub getrieben wurden. Da muß man sich selbst helfen, denn diese haarigen Raupen kriecht keine Henne und kein Singvogel. Na, und diese Vermehrungsfähigkeit! Prieckle schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Diese verfluchten Kohlweslinge, mag man ihnen nachsagen, was was man will, aber sexuell normal sind sie sicher!

In seltenem Blüten Schmuck stehen noch die Rabatten. Auf diese haben Prieckles von jeher ein großes Gewicht gelegt, da sie allesamt für Blumen schwärmen und dementsprechend die den Hauptweg begrenzenden Beetstreifen, die man gemeinhin Rabatten zu nennen pflegt, nicht nur mit Sommerblumen, sondern auch mit

ausdauernden Staudengewächsen bepflanzen. Von ihnen bevorzugen sie sowohl die späten, sogenannten herbstblühenden Arten wie die frühblühenden. Die späten, so sagt Prieckle richtig, blühen, wenn die Sommerblumen aufhören und die frühen, bevor die ersten Sommerblumen beginnen, und so hat er denn natürlich vom März bis zum Eintritt des Winters immer Blumen zur Hand, mit welchen er allen Besuchern, namentlich aber den Vertreterinnen des zarten Geschlechts, gern eine große, wenn auch vergänglichere Freude bereitet. Schöner als in anderen Jahren haben sich diesmal die prächtigen Herbstblüten, namentlich die weiß, rosa und rot blühenden japanischen Anemonen, deren wunderbare Blüten in der Form Ähnlichkeit mit wilden Rosen haben, die üppigen Staudenasteren, aber auch die Dalien entwickelt. Während letztere in freien Lagen vielfach schon ausgangs September dem Froste zum Opfer fielen, entfalteten sie bei Prieckles im Schutze der Laube und begünstigt durch den klaren, vorwiegend sonnigen Herbsthimmel, unausgesetzt ihre weithin leuchtenden Blüten in großer Zahl. Das Niechen an diesen und anderen Herbstblüten hat Prieckle längst aufgegeben, er hat bald herausgefunden, daß alle diese Herbstblumen duftlos sind. Für den mangelnden Geruch entschädigen sie durch ihre zu so später Jahreszeit besonders anmutende Farbenfreudigkeit und durch die reiche Fülle, in welcher sie hervorgebracht werden. Das Einzige, was bei Prieckle noch duftet, ist die Keseda. Jene äußerlich so bescheidene Sommerblume, die selbst auf der kleinsten Parzelle nicht fehlen sollte, da sie unermüdet bis zum Winter blüht und — einmal ausgefät — Jahr für Jahr wieder durch Selbstausfaat erscheint. In den Gärten unserer Urgroßmütter war die Keseda noch ein Küchenkraut, das zwischen Dill und Petersilie, Lavendel und ähnlichem Grünzeug stand, mit welchem Suppe und Beaten gewürzt wurden. In unserer Zeit aber hat man ihren Gebrauch in der Küche vollständig verlernt, und da es der gärtnerischen Züchtungskunst gelungen ist, neue vollkommene Sorten zu züchten, bei welchen die schmutzgrüne Farbe der Blüte der Stammart teilweise in schönes Gelb, Rot und Weiß überging, so ist die Keseda im Laufe der Jahrzehnte aus dem Küchengarten mehr und mehr nach dem Blumengarten ausgewandert, wo sie sich wahrscheinlich noch wohler fühlt und, wenn recht weitläufig gesät, köstliche Blütenähren entfaltete, deren Dufte weithin die Luft erfüllen.

Herr Prieckle hatte aber auf seinen Blumentrabatten noch so mancherlei andere Gewächse angepflanzt, die er im Laufe des Frühlings und Sommers hier und da bei benachbarten Gärtnern und in den Markthallen zusammenkaufte. Es sind Pelargonien, Fuch sien, das ihm seines feinen Vanillebustes halber so liebe Peliotrop, in Berlin Vanilleblume genannt, Hortensien, Begonien und ähnliche. Diesen Lieblichen traut er mit Recht nicht allzuviel Frostbeständigkeit zu; er hat sie deshalb an einem der letzten Sonntage einzeln vorsichtig mit Wurzelballen herausgenommen, wieder in Töpfe zurückgepflanzt, auf eine Karre geladen und heimgefahren. Hier stehen sie nun an den Fenstern der bescheidenen Wohnung, wo sie alle Gesimse bedecken, so daß Frau Prieckle, wie sie sagt, kein Fenster mehr übrig hat, um es mal richtig aufzumachen und zu sehen, was unten auf dem Hofe vorgeht. Da haben nun beide, er und sie, interessante Beobachtungen gemacht. Die Pelargonien blühen vorläufig weiter, wenn auch die Dolben bescheidener werden und hier und da die ältesten Blätter von unten nach oben zu gelben beginnen. Bei Fuch sien und Hortensien haben sich aber allmählich alle Blätter entfärbt und gelöst, so daß diese holzigen Sträucher jetzt kahl stehen, während die Begonien zurzeit damit beschäftigt sind, die beblätterten Triebe vollständig abzustößen. In ihrer Ratlosigkeit hat mich Frau Prieckle rufen lassen, aber ich konnte ihr zu ihrer Freude erklären, daß es sich hier um vollständig naturgemäße Vorgänge handelt. Fuch sien und Hortensien, sagte ich ihr, sind laubabwerfende Gehölze wie Flieder, Holunder und andere Gartensträucher; sie haben im Winter den guten Platz auf dem Fenstergesimse nicht nötig und werden jetzt, nachdem sie sich ihrer Blätter entledigt, in den Keller gebracht. Hier bleiben sie den ganzen Winter hindurch und sind nun während der Zeit vollständiger Ruhe mehr trocken als feucht zu halten. Man hat nur gelegentlich ein wenig zu gießen, damit die Erde nicht staubtrocken wird und die Rinde nicht einschrumpft, was ein Absterben dieser ruhenden Gewächse zur Folge hat. Was die Begonien betrifft, sagte ich Frau Prieckle, so ist dies eine jener Knollenpflanzen, die nun vollständig einziehen. Nachdem sie die krautartigen Triebe abgestoßen, läßt man die Erde im Topfe staubtrocken werden, nimmt dann die Knolle heraus, reinigt sie von anhaftenden Erdpartikeln, reibt mit der Handfläche alle abgestorbenen Wurzeln ab und verwahrt sie dann vollständig trocken und frostfrei bis zum Februar, worauf sie wieder eingepflanzt und am Zimmerfenster allmählich zum Austreiben gebracht werden. Je früher dies geschieht, um so zeitiger wird der neue Flor beginnen. Allerdings nehmen sich die frisch eingepflanzten Knollen oft lange Zeit zum Austreiben. Pelargonien und Peliotrop werden den Winter über in einem nur mäßig warmen Zimmer gehalten; sie behalten einen Teil der Blätter, sollen aber im übrigen vollständig ruhen, weshalb sie nur recht mäßig begossen werden. Pelargonien gehen im Winter meist durch übermäßiges Gießen zugrunde; sie sind dann außerordentlich empfindlich gegen zu große Feuchtigkeit, muß man aber doch gießen, so vermeide man das Benehen der Blätter und Triebe, da die Pflanze die geringste Unvorsichtigkeit in dieser Hinsicht sofort mit Fäulnis beantwortet. Faulende Blätter dürfen nicht abgebrochen werden, sondern sind

so abzuschneiden, daß ein Stück des Blattstieles an der Pflanze bleibt, wo er allmählich abtrocknen muß. Etwa faule Stellen an den kantigen Stämmen werden mit scharfem Messer ausgeschliffen und dann gründlich mit Holzkohlenpulver eingestäubt.

Man kann nicht gut verlangen, daß eine Pflanze, die uns den ganzen Sommer über durch üppiges Wachstum und reiches Blühen erfreute, auch im Winter weiter wachse und blühe. Auf die Zeit des regen Wachstums und Blühens folgt bei allen Pflanzen eine längere oder kürzere Periode ausgesprochener Ruhe, die man nicht durch reiches Gießen oder durch zu große Wärme unterbrechen darf, da man dadurch nur ein ungeundes Wachstum erreicht, das sich nur auf Kosten aufgespeicherter Reservestoffe entfalten kann, deshalb die Pflanze schwächt und schließlich vollständig zugrunde richtet. Wer auch im Winter einige dankbare Blumen nicht missen will, der setze nun einige Ghazinthenzwiebeln auf die bekannten, überall für 10 Pf. pro Stück erhältlichen Gläser. In jedes Glas gibt man eine kleine Messerspitze Kochsalz, fülle es dann mit Leitungswasser und setze die Zwiebel auf. Zwei Monate lang bleiben die so vorgerichteten Gläser in einer kühlen Stube an dunklen Orte, etwa hinter einem Schranke, stehen, bis die Zwiebeln reichlich Wurzeln und kräftige Triebspitzen gebildet haben. Sobald letztere eine Länge von 6-7 Zentimeter erreicht haben, werden die Gläser hell gestellt, am besten zwischen Doppelfenstern. Hier sind sie vor dem Gefrieren zu bewahren, d. h. bei strenger Kälte in das Zimmer hereinzunehmen. Im übrigen beschränkt sich aber die Pflege ausschließlich auf das gelegentliche Nachfüllen des von der Zwiebel verbrauchten und verdunsteten Wassers. Wenn man diese Arbeit ausführt, so hebe man die Zwiebel vorher etwas aus dem Glase heraus, um sie nicht zu benehmen, da auch Ghazinthenzwiebeln direkte Benetzung sehr übel nehmen.

Eine weitere dankbare Winterblüherin ist die sinesische Schlüsselblume mit verschiedenfarbigen Blüten. Sie verträgt einigen Frost und blüht den ganzen Winter hindurch, namentlich zwischen Doppelfenstern, ohne Unterbrechung. Etwas empfindlichere und auch etwas teuerere Winterblumen sind die altbekannten Alpenveilchen, die, da sie sich breitflügelig bogen, zwischen Doppelfenstern keinen Platz haben. Sie müssen aber, weil sehr lichtbedürftig, wie alle Blütenpflanzen, in möglicher Nähe des Fensters aufgestellt werden. Es ist des Ferneren zu beachten, daß Alpenveilchen auf die Dauer nicht die Temperatur des warmen Wohnzimmers vertragen, am besten in einer kühleren Nebenküche stehen und sehr vorsichtig, nur am Rande des Topfes gegossen werden dürfen, da ein Benässen der Blätter auf dem Topfe stehenden scheibenförmigen Knollen sofort ein Abfaulen der Blätter, Blütenknospen und schließlich auch der Knollen zur Folge haben würde.

Hd.

Kleines feuilleton.

Theater.

Lessing-Theater. Klein-Gholf, Schauspiel in drei Akten von Henrik Ibsen. In dem Kranz der neuen Dramatischen Bühnenaufführungen war diese Gholfvorstellung eines der schönsten Ruhmesblätter. Für mein persönliches Empfinden gab hier das Spiel nicht nur die Dichtung wieder, wie sie dem Geiste des Lesers sich erschließt, sie hauchte ihr etwas von neuem Lebensodem ein. Die Hemmnungen, die die poetische Illusion bei der Lesart gekreuzt hatten, der Eindruck, daß der Dichter seinen Personen, statt sie rein aus ihrem eigenen Innern reden zu lassen, öfters ins Wort fällt, daß er an Stelle eines geschlossenen nonwendigen Schicksals ein Gewebe symbolisch ausgeführter Reflexionen bringt, all das war in dem Bühnenbilde ausgelöscht. Mit der Verkörperung des Ehepaares Almers durch Sauer und Irene Triefsch gewannen auch die feinsten Individualitäten einen fast in sich beruhenden, anschaulich greifbaren Zusammenhang, den selbst die Schlußszene nicht zerreißen konnte. Aus Worten, mit denen der Dichter hier nur ein Allgemeines, eine Mahnung auszusprechen schien: „Seht, so durch Menschenliebe und werktätige Hilfe könnt Ihr, trauernde Eltern, Euch von der Last des unfruchtbaren Wehs befreien und Euren Dasein wieder einen Inhalt geben“, wurden Worte einer ganz persönlichen Prägung. Mit wunderbarer Feinheit ließ Irene Triefsch die geheimen Fäden, die das Aufblühen des rettenden Gedankens an Nittas Grundstimmung, an ihre leidenschaftlich wilde Liebe zu Almers knüpfen, durchschimmern. So unmittelbar, ohne jede Verrechnung in dem Gespräch die Anknüpfung aus ihr herausfährt, daß sie, vom Gatten verlassen, um der quälenden Neugier zu entfliehen, für die Kinder der Armen sorgen wollte, verriet trotzdem ihr Spiel, daß im Dunkel des Unbewußten verborgen der mächtige Instinkt ihrer Liebe, der Trieb der Selbsterhaltung sie auch diesmal leitet. Nur in der Idee und im Vorlage eines solchen Dienstes kann sie den entleitenden Geliebten für sich zurückerobern. Die Gewähr, daß es wirklich zum Werke kommt, liegt in der tiefen, von Sauer ganz genialisch veranschaulichten Nacht, mit welcher der Gedanke den vergeistigten, immer auf ein höheres Streben über die engen Schranken des Egoismus hinaus gerichteten Sinn des Mannes ergreift, und in der Umgebung, in der die Frau um ihrer Liebe willen ihm folgen wird.

Der Gegensatz zwischen den beiden Naturen, Nittas heftig impulsiver, vom Triebe verzehrend eifersüchtiger Leidenschaft beherrschten Weiblichkeit und dem weichen, kindlich phantastischen, an

Nosmers Herzensreinheit erinnernden Gemüts Almers war von den Darstellern bis zur Vollendung durchgearbeitet. Man sah und fühlte in Worten, Blicken und Bewegung die unüberbrückbaren Abgründe zwischen ihnen kaffen, sah und fühlte im Mittelakt, wie nach dem Tode Gholfs mit unausweichlicher Notwendigkeit die Flamme des Hasses hervor-schlägt und glaubte zuletzt dann an die Möglichkeiten einer das Wesen des Bundes umwandelnden Erhebung. Der Afa Grete Hofmann mag wohl der letzte poetische Schimmer, den der Poet für dieses weibliche Ideal wünschte, gefehlt haben, darum bot sie dennoch Vortreffliches. Die warme Güte und Wahrheitsliebe erschien in schmucklos schlichter, darum nicht weniger liebenswürdiger Gestalt. Marr war ein froher von Jugendkraft und Hoffnung geschwelter Vorzeiger, Margarete Albrecht eine fein naturalistische ausgeführte, freilich in eben dieser ihrer Natürlichkeit nicht dämonisch wirkende Rattenmamseil. Der Klein-Gholf des Fräulein Bloeden hatte den einzigen Fehler, daß er ein allzu langer Junge war, sonst paßten Größe und Stimme sehr glücklich zu der Rolle. Daß der Beifall nicht lauter war, kann bei der intimen, sogar nicht zu Demonstrationen herausfordernden Anlage des Stückes nicht wundernehmen.

Münchener Theater. Die fällige Halbe-Premiere hat stattgefunden. Im Residenztheater, dessen Publikum soviel wohlwollender ist, wie die böartigen Premierentiger im Schauspielhaus, die vor drei Jahren seinen „Walpurgistag“, vor zwei Jahren seine „Insel der Seligen“ grausam zerrissen. Nach den Erfahrungen der nicht ganz ungetrübten Hamburger Aufführung hat Halbe sein jüngstes Drama: „Das wahre Gesicht“ ganz bedeutend umgearbeitet, gekürzt und gestrafft, und siehe da, das Werk ist nun lebensfähiger und wenigstens in den drei ersten Akten auch Bühnenswürdig geworden. Und doch, des Dichters letzte Absicht bleibt auch jetzt noch unklar. Ist das eisenflirrende Pathos der „historischen Begebenheit aus dem mittelalterlichen Danzig“, ein Versuch, in nordischer Renaissance zu machen, das wahre Gesicht des Dramas? Oder die süße Romantik der Liebesepiöde? Oder die billige Weisheit, daß der Tod erst das wahre Gesicht zeigt? Ich glaube vielmehr, hinter Sebald Reinerts strotz Halbes wahres Gesicht. In dieser Gestalt schrieb er sich seine Trauer nach der Jugend, die Sehnsucht nach der Kraft, die Resignation des langsam vererbenden Könnens von der Seele. In dieser Gestalt allein pulsiert das Leben, alle anderen sind rhetorische Puppen und reden Literatur. Trotz des unbestrittenen Münchener Erfolges glaube ich nicht an eine glückliche Zukunft des Stückes. Es ist jubel lautes Theater darin und zuwenig seelische und künstlerische Notwendigkeit. Die Aufführung war ganz hervorragend gut. m.

Kunst.

Gerhart Hauptmann war der erste vollständige Kunstabend gewidmet, den der „Verein zur Förderung der Kunst“ am letzten Sonntag im Festsaale des Gymnasiums am Savignyplatz veranstaltete. Welch ungewöhnliches Interesse hierfür geübt hatte, bezeugte am besten der überaus starke Besuch. Diese künstlerische Veranstaltung war aber auch des Dichters würdig. Die Leitung bestrebt sich, ein möglichst erschöpfendes Bild von seinem früheren Schaffen zu geben. Dieser Zweck wurde vollkommen erreicht durch eine sorgsame Wahl der Stücke aus Hauptmanns Lyrik, Epil und aus mehreren Dramen und durch die treffliche Interpretation. Zunächst hielt Herr Kurt Walter Goldschmidt einen instruktiven Vortrag über des Dichters Gesamtschaffen, das er sowohl in seiner Stärke als in seinen Schwächen beleuchtete. Bei den „Webern“, als dem Drama des „Pathos der sozialen Anlage und Empörung“ wäre es, unbeschadet der rein künstlerischen Ziele des Vereins, recht wohl am Platze gewesen, eine kurze Resapitulation der behördlichen Widerstände zu geben, die Gerhart Hauptmann vorerst zu besiegen hatte. Sie sind doch zu charakteristisch für das System der politischen Rückständigkeit und politischen Bevormundung in Preußen; und es sollte keine Gelegenheit veräußt werden, daran zu erinnern. Den deklamatorischen Teil des Abends hatten Frau Johanna Meyer und Dr. Gustav Manz übernommen: beides oft und vielfach bewährte Kräfte. Daß Herr Manz mit dem grandiosen Gedicht: „Im Nachzug“, ferner mit der Schlußszene aus „Florin Geyer“, der Hungerlied-Szene aus den „Webern“ steigende Wirkungen erzielte, und endlich mit der von skatpearisierendem Humor durchtränkten Mausezscene aus „Schind und Jan“ geradezu ein Meisterstück seiner auch den schärfsten Dialekt brillant beherrschenden Vortragskunst darbot, sei verbütemmaßen hervorgehoben. Frau Gina Goey-Levy sang dazwischen einige Kompositionen Hauptmannscher Lieder von Hans Herrmann, Max Marischall und Robert Kahn mit künstlerischem Gelingen. In den Rohnischen Gesängen macht sich, nicht zu ihrem Nachteil, Wagnerischer Deklamationsstil bemerkbar. — Mit diesem Hauptmann-Abend rundete sich zugleich das erste Jahrgeschehnt der Tätigkeit des „Vereins zur Förderung der Kunst“. Aus dem als Druckwerk verteilten „Rückblick“ kann so manche Belehrung über jene alle Teile der Kunst umfassenden Bestrebungen gewonnen werden. Die zielbewußt der Verein seine Aufgabe allzeit erfüllt und durchzuführen verstanden hat, das zeigte am trefflichsten die Abhaltung einer vollständigen Wagner-Woche als Gegen-demonstration gegen den „Wagner-Rummel“ des Kommerzienrats Reichner bei der Enthüllung von Lechner-Eberheims Wagnerdenkmal im Herbst 1903. Getreu seiner Devise: „Die Kunst dem Volke!“ sucht der „Verein zur Förderung der Kunst“ sein Anrecht

auf seinen so vieles versprechenden Namen nach drei Richtungen hin geltend zu machen: „Seine Mitglieder will er durch die Vereinsabende mit den edelsten Errungenschaften der Kunst vertraut machen. Weitere und weiteste Kreise der Bevölkerung, besonders die weniger bemittelten Schichten will er für die Religion der Kunst — im Wagner'schen Sinne — gewinnen, ihren Tempel ihnen aufschließen und ihnen selbige Erquickung nach des Tages hastenden Sorgen bieten. Unbegüterten und in Not geratenen Künstlern will er, soweit es in seinen Kräften steht, beispringen.“ o. k.

Naturwissenschaftliches.

Der Ursprung der Bakterien. Die Lehre von der Arzeugung der Bakterien ist durch die Forschungen von J. Cohn und Pasteur als unrichtig erwiesen worden, und es wird vielfach angenommen, daß sie seit den Urzeiten als „konstante“ Arten bestehen, allerdings mit der Einschränkung, daß sich ihre Eigenschaften unter dem Einfluß der Lebensbedingungen verändern können. Auch die Ansicht, daß Bakterien durch Fortpflanzung mehrere der Mutterzelle unähnliche Lebewesen hervorbringen, ist als irrig bezeichnet worden, ferner auch der Vorgang, daß Einzelindividuen unter dem Einfluß veränderter Lebensbedingungen andere Formen annehmen. Alle Versuche, eine Entstehung der Bakterien aus schon vorhandenen Organismen hergzuleiten, waren bisher erfolglos. Wie Dr. Laucnstein in der Wochenschrift „Umschau“ (Frankfurt a. M.) mitteilt, hat sich nun Professor Dunbar, der Leiter des hygienischen Instituts in Hamburg, fortgesetzt mit der wissenschaftlichen Untersuchung des Eibe-, Ober- und Weichselwassers beschäftigt, und schon 1896 war ihm die Reinkultur einer Algenzelle aus der Familie der Palmellaceen (Grünalgen) gelungen. Die Algen unterscheiden sich von den Bakterien hauptsächlich dadurch, daß sie Blattgrün enthalten. Diese Wasseruntersuchungen brachten Dunbar auf den Gedanken, die Bakterien könnten zu dem Lebenskreis der Chlorophyllhaltigen Algenzellen gehören. Er fand nämlich innerhalb der Algenzellen sternförmig angeordnete Stäbchen und nahm an, daß diese Bildungen in ihnen entstanden wären. Von seinen Reinkulturen impfte er dann Teile auf defilirtes Wasser und steriles Leitungswasser über und konnte so feststellen, daß sich die übergeimpften Kulturen sehr bald zu den Algenbakterien gesellen. Dunbar schloß weiter, daß die mineralischen Beimengungen des Flußwassers die Algenzellen zur Erzeugung von Bakterien bestimmt hatten. Er hat die Versuche rastlos fortgesetzt und gefunden, daß aus Algenzellen unter bestimmten Voraussetzungen sowohl Bakterien als auch Hefe- und Schimmelpilze entstehen! Da es in der Umgebung des Menschen überall Bakterien, Schimmel- und Hefepilze gibt, mußten die Untersuchungen Dunbars mit größter Sorgfalt vorgenommen werden. Er konnte bei seinen Reinkulturen bemerken, daß in der grünen Algenzelle nach wenigen Tagen bestimmte Veränderungen vor sich gingen: das Blattgrün verschwand, ferner vermehrten sich in den Zellen die hellen kugligen Gebilde, die Zellenmembran brach durch und der Inhalt der Zelle trat nach außen, die aus dem Zelleis ausgetretenen Gebilde formten sich dann zu verschiedenartigen Bakterien um, z. B. zu Stollen, zu Stäbchen, zu Hefe- und Schimmelpilzen mit ihrem eigenartigen Stengelwerk und ihrer Sporenbildung. Als Nährflüssigkeit für seine Reinkulturen benutzte Dunbar gezudertes Kartoffelwasser und Zuderbouillon. Ältere Kulturen eigneten sich viel besser zur Erzielung der Bakterien als frisch angelegte. Je Chlorophyllreicher die Algenkultur war, desto geringer war die Aussicht auf Bakterienbildung. Alle Zusätze aber, die das Zellgrün in farbloses Plasma verwandelten, erhöhten die Reigung zur Bakterienbildung. Dunbar ist auf Grund seiner Versuche überzeugt, daß das sehr häufige Auftreten der Bakterien in den Algenkulturen, die vor dem Beginn der Versuche rein und bakterienfrei waren, weder durch eine Verunreinigung der Nährböden, noch der Zusätze, noch durch Luftinfektion eine hinreichende Erklärung finden könne. Die Tatsache, daß Bakterien von Algen erzeugt werden können, wäre von unermeßlicher Tragweite für die Aufklärung dieser so unendlich wichtig gewordenen Klasse von Lebewesen. Man wird daher der weiteren Verfolgung dieser Untersuchungen eine gespannte Aufmerksamkeit entgegen bringen müssen.

Psychologisches.

kg. Intelligenzprüfung von Schülern und Studenten. Höchst interessante Untersuchungen über die Intelligenz sind in der psychiatrischen Klinik der Universität Greifswald angestellt. Bei einem Vergleich zwischen Volksschülern und Bürgerschülern war der Unterschied nicht sehr groß, trotzdem die ersteren aus ärmeren Familien stammen und häufig angehalten werden, zum Unterhalt der Familie beizutragen, sei es durch Votengänge oder durch Semmel- oder Milchaustragen in der Frühe des Tages, obgleich also die häusliche Erziehung leiden mußte. Mehr Interesse hat für uns die Untersuchung von Studenten. Fehler wurden von ihnen weniger gemacht, obgleich es auffällig war, daß manche Fragen gerade durch ihre Einfachheit zu verblüffen schienen und langsamere Antworten verursachten. Die Durchschnittszeit, die die Studenten und die einzelnen Klassen zur Antwort brauchten, entsprach indes nach Dr. Klieneberger (Deutsch. Medizin. Wochenschrift) durchaus der Wichtigkeit der Antwort. Zugleich stellte es sich heraus, was es ausmacht, wenn

sich jemand längere Zeit nicht mit einem besonderen Gebiet der Wissenschaft beschäftigt hat. So z. B. wußten 25 Proz. der Untersuchten, akademisch Gebildete, nicht, wie viel Tage das Schaltjahr zählt, drei gaben sogar für den Weihnachtstag ein falsches Datum an. Diese Ergebnisse werden sich auch in anderen Städten wiederfinden. — Bei dem Vergleich der Untersuchung der Studenten und Schüler mit Soldaten fand sich, daß die Durchschnittszeit der Antworten bei letzteren länger war und die falschen Antworten der Zeit vollkommen entsprachen. Die Volksschüler der letzten Klasse waren ganz entschieden den Soldaten in geistiger Beziehung als überlegen anzusehen. Ueberhaupt wurden Fragen nach den aller-einfachsten Dingen, deren Kenntnis als Allgemeingut zu betrachten ist, je nach dem Grade der Verstandsentwicklung verschieden beantwortet. Was die Zeitmessung anbetraf, so brauchten die Studenten zur Beantwortung einer Reihe von Fragen die Hälfte der Zeit wie die Soldaten. Schnelligkeit und Richtigkeit der Antwort, soweit es sich um einfachste Fragen handelte, ergaben nach Klieneberger einen Maßstab für die Bemessung des Grades der Intelligenz.

Humoristisches.

Die Clique.

Nun schaut Ihr die Edelsten der Nation
In ihrem herrlichsten Glanze!
Die Herren stützen Altar und Thron!
O laßt uns singen im höchsten Ton
Das Lied von der deutschen Schranze.
Sie wedeln herum, sie schwänzeln einher,
Sind niedliche, liebe Geschöpfchen!
Sie dirigieren den höchsten Berleher
Und spucken natürlich zwischenher
Dem niedrigen Plebs auf die Köpfechen!
Und fromm sind die Viedern! So bibelfest!
Wie das für's „Christentum“ streitet!
Da wird intrigiert, gehezt und gepreht.
Wier Kanzler lang schon währte die Pest,
Die diese „Rebchen“ verbreitet!
Es währte lange, und, ach, wer weiß,
Ob nicht schon neue Geschöpfe
Der Hofgunst schließen den ehernen Kreis —
Schon wachsen vielleicht — wer weiß — wer weiß —
Der Hydra neue Köpfe . . .

— Betrachtung. Die Meiers leben sehr glücklich zusammen. Bei denen hat die Frau die weißen Hosen an!

— Moskauer Polizei. „Was ist denn das für eine neue Einrichtung, einzubringen, ohne die Polizei vorher ins Vertrauen zu ziehen? Ihr woltet wohl die ganze Deute allein einstecken, Ihr Gauner?!“ („Jugend“.)

Notizen.

— Ein Theaterstandal spielte sich am Sonnabend im „Kleinen Theater“ ab. Agnes Sorma gastierte als „Nora“ in Ibsens Drama. Sie hat bisher an 600mal die Rolle nach der Uebersetzung W. Lange's gespielt. Da aber diese Uebersetzung vom Deutschen Theater erworben ist, erwirkte es durch Herrn Lange einen Einhaltsbefehl gegen die Benutzung dieser Uebersetzung. Um zu überwachen, ob Frau Sorma nicht doch den verbotenen Text benutze, waren zwei Stenographen erschienen, die mit stenographierten. Das reizte die Künstlerin und erschwerte ihr Spiel und die ganze Aufführung, die zudem durch die Abgabe der Darstellerin von Frau Linde erheblich litt. Das Publikum nahm Partei, es forderte und erlangte die Exmittierung der stenographiebesessenen Herren. Um die künstlerische Wirkung war es natürlich geschwehen. Die Angelegenheit wird als echte Theateraffäre durch allerlei Bühnentratsch, Geschäftsneid und Schaupielcracks noch erheblich aufgebauscht.

— In den Kammer spielen des Deutschen Theaters findet Sonnabend, den 9. November, die Erstausführung von Frank Wedekinds fünfaktigem Schauspiel „Marquis von Keith“ statt.

— Ein neues Drama von G. Geijermans — „Rettung“ — wurde in Amsterdam aufgeführt.

— Professor Robert Koch ist nach anderthalbjähriger Abwesenheit wieder nach Berlin zurückgekehrt. Die von ihm geleitete Expedition nach Südosafrika galt der Erforschung der Schlafkrankheit, deren Erreger Professor Koch entdeckt hat. Da auch ein Mittel gegen die gefährliche Krankheit, die durch Stechfliegen verbreitet wird, gefunden wurde, so ist schon jetzt der Zweck der Expedition als im wesentlichen erreicht zu bezeichnen.